

Rezension: Operative Porträts: Eine Bildgeschichte der Identifizierbarkeit von Lavater bis Facebook

Erz, Hendrik

Veröffentlichungsversion / Published Version
Rezension / review

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Erz, H.r. (2020). Rezension: Operative Porträts: Eine Bildgeschichte der Identifizierbarkeit von Lavater bis Facebook. [Rezension des Buches *Operative Porträts: Eine Bildgeschichte der Identifizierbarkeit von Lavater bis Facebook*, von R. Meyer]. *Soziologiemagazin : publizieren statt archivieren*, 13(1), 75-81. <https://doi.org/10.3224/soz.v13i1.07>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Operative Porträts

Eine Bildgeschichte der Identifizierbarkeit
von Lavater bis Facebook.
Von Roland Meyer

von Hendrik Erz

75

Meyer, Roland (2019): Operative Porträts. Eine Bildgeschichte der Identifizierbarkeit von Lavater bis Facebook. Konstanz: Konstanz University Press.
468 Seiten, Preis 39,00 €.
ISBN: 978-3-8353-9113-0.

Paradigmenwechsel des Bildes: Vom Sammelalbum zur daten- bankgestützten Bilderkennung

Im Januar 2020 wurde bekannt, dass das US-amerikanische Unternehmen Clearview AI aus dem Internet über drei Milliarden Bilder extrahiert und damit einen Algorithmus trainiert hat (vgl. Hill 2020a). Den daraus resultierenden Bilderkennungsdienst bietet Clearview nun in Form einer App Polizei- und Exekutivbehörden in den Vereinigten Staaten an. Was diese Meldung so außergewöhnlich macht, ist

die Größe des Datensets. Nehmen wir für jedes der gespeicherten Bilder eine durchschnittliche Größe von 300 Kilobyte an, kommen wir auf fast ein Petabyte an Daten. Zum Vergleich: das ist nur eine Größenordnung kleiner als die Kapazität eines der größten Datacenters der National Security Agency (NSA) im US-Bundesstaat Utah. Viele Datensets der Exekutivkräfte bestehen meist nur aus Pass- und Führerscheinfotos. Clearview beinhaltet dagegen zahlreiche weitere Fotos und enthält auch Personen, deren Gesichter noch in keiner Regierungsdatenbank vorgehalten werden. Seit „neuronale Netzwerke“ (vgl. zu einer begrifflichen Auseinandersetzung Crick 1989) in den 2000er-Jahren zunehmend populär wurden, ist der wichtigste Faktor im Rennen um die beste Bilderkennung nicht etwa ein besonders ausgeklügelter Algorithmus, sondern eine möglichst große

Datenmenge. Doch wieso sind eigentlich mehr Daten immer besser? Dieser Gedanke ist erstaunlicherweise nicht in erster Linie mathematisch erklärbar, sondern vor allem Ergebnis einer Geschichte. „Eine Bildgeschichte der Identifizierbarkeit von Lavater bis Facebook“, welche die Dissertation „Operative Porträts“ des Medienwissenschaftlers Roland Meyer (Brandenburgische TU Cottbus-Senftenberg) anschaulich erklärt. Das 2019 erschienene Werk handelt von Vorstellungen und Ideen zur Identifikation von Menschen anhand ihrer Gesichter. Ziel von Meyer ist es, zu verstehen, wann und auf welche Weise Bilder operational gemacht wurden, sie also als Informationsträger betrachtet wurden (S. 15). Gleichzeitig will er nachzeichnen, wie sich der identifizierende Blick der Exekutivbehörden auf Bilder durch diese Operationalisierung geändert hat.

Im Mittelpunkt stehen vier Modulationen in der polizeilichen Wahrnehmung von Bildern als Identifikationsmerkmal von Menschen; gewissermaßen vier Paradigmenwechsel in der Nutzung von Bildmaterial. Angefangen von der initialen Erkenntnis, dass sich Bilder zur Identifikation von Menschen überhaupt eignen, folgten drei Weiterentwicklungen und Veränderungen, die über statistische Auswertung und effiziente Datenspeicherung bis in die heutige Zeit reichen. Die letzte Wandlung begann in den 1970er Jahren, nahm jedoch erst mit der Entwicklung von

neuronalen Netzwerken zur maschinellen Auswertung in der jüngsten Zeit Fahrt auf.

200 Jahre bildlicher Personen-Identifizierung

In vier Teilen und zwölf Kapiteln geht Meyer der „Bildgeschichte der Identifizierbarkeit“ nach. Den Anfang machen vier Pioniere der Bildverarbeitung: Der Philosoph Johann Casper Lavater, der Fotograf Adolphe-Eugène Disdéri, der Arzt Cesare Lombroso und der Mediziner und Statistiker Francis Galton. Alle vier haben unser heutiges Verständnis davon, was ein Bild ist, maßgeblich mitgeprägt. Auf Lavater ist die Idee zurückzuführen, dass wir Porträts nicht mehr nur als Kunstwerke verstehen, sondern in erster Linie als Möglichkeit, eine Person zu identifizieren. Disdéri wiederum begründete unser heutiges Format von Passbildern bereits 1854 (S. 65f.), als er aus wirtschaftlichen Gründen eine Fotoplatte gleich acht mal belichtete, um mit wenig Materialaufwand mehrere Abzüge eines gelungenen Porträts zu erhalten.

Lombroso legte erstmals große Bildkataloge mit Porträts von Verbrecher*innen an, bevor Francis Galton, Begründer der Eugenik, diese mit statistischen Methoden analysierte. All diesen Ansätzen ist gemein, dass sie nicht nur bloß Personen identifizieren wollten, sondern versuchten, auch

den „Charakter“ von Personen anhand der Bilder abzuleiten — etwas, das aufgrund der Nähe zur Eugenik heute kaum noch praktiziert wird. Hier wird zudem deutlich, wie alt die Vorstellung davon bereits ist, mehr Daten seien automatisch bereits von Vorteil und alles, was fehlte, seien die korrekten Methoden, diese Daten in Beziehung zueinander zu setzen.

Die Entwicklung und Tücken dieser Methodik werden im zweiten Teil des Buches problematisiert. Zunächst stehen die klassischen „mugshots“ im Fokus (S. 144), eine Technik, mittels derer Bilder miteinander vergleichbar gemacht werden sollten. Mit verschiedensten Apparaturen wurden die abgebildeten Personen möglichst gleichförmig aufgenommen, sodass gewisse „Qualitätsstandards“ eingehalten werden konnten. Denn „[...] erst die Wiederholung macht das Detail zum Merkmal“ (S. 149), wie Meyer schlussfolgert. Erst die Wiederholung macht aus einer Besonderheit eines einzelnen Bildes ein vergleichbares Merkmal. Daran anschließend verlässt Meyer allerdings kurz das Gebiet der Bildgeschichte und widmet sich einem anderen Teil polizeilicher Datenauswertung: Der Daktyloskopie, also der Analyse von Fingerabdrücken.

Dieses Kapitel dient weniger einer Vertiefung des Verständnisses von bildlicher Identifizierung, sondern geht vielmehr einem anderen Phänomen auf die Spur:

Dem Einfluss von Diskursen auf die Wahrnehmung der Welt. Denn Fingerabdrücke wurden nie mit dem Ziel erfasst, den „Charakter“ der Betroffenen zu lesen, sondern nur aus einem einzigen Grund: Um Personen zweifelsfrei mit verschiedenen Orten in Verbindung zu bringen. Denn obgleich auch Fingerabdrücke nicht einzigartig sind, ist es — vor allem mit den auch heute immer noch limitierten Mitteln der Technik — weitaus einfacher, Fingerabdrücke miteinander zu vergleichen als Bilder (vgl. hierzu den „Fall Tichborne“, S. 159f.).

Nachdem die Entwicklung und Standardisierung von Methoden beleuchtet wurde, schreitet das Werk zur nächsten Weiterentwicklung. Im Kontext der Internationalisierung polizeilicher Ermittlungsarbeit im frühen 20. Jahrhundert beleuchtet Meyer die fortschreitende Standardisierung von Daten, den Austausch von Fotos sowie die Einführung des heute noch gültigen, international standardisierten Passformates (S. 203). Auch das Anlegen erster, großer Archive lässt sich in diese Zeit zurückverfolgen. An diesem Einschub wird deutlich, dass die Methodik, welche seit jeher auf eine Standardisierung ausgerichtet war, den Boden für einen Trend bereitet hat, welchen wir heute als „big data“ in zahlreichen Diskursen sehen. Erst durch den Versuch, Bilder vergleichbar zu machen, war es also überhaupt möglich, große Archive anzulegen, die mit den weitaus älteren Fotoalben, in welchen unsystematisch

verschiedene Bilder zusammengetragen wurden, nicht zu vergleichen sind.

Im dritten Teil widmet sich Meyer dem Begriff der Serialität. Mit Bezug auf Georg Simmel und Benedetto Croce (welchen Viele über Antonio Gramscis „Gefängnishefte“ kennen dürften) präsentiert er Vorstellungen von Individuen als gewissermaßen inkommensurable Subjekte, die sich nie gänzlich erfassen ließen — besonders nicht auf Bildern. Dies unterfüttert Meyer mit zwei verschiedenen Ansätzen zur Subjektivität: Die sowjetischen Kollektiv-Fotografien, in welchen Personen immer nur Teil einer sozialen Gruppe sind und Andy Warhols individuelle Pop-Art-Fotos. Während auf ersteren immer das Kollektiv im Mittelpunkt stand, nie aber die einzelnen Personen, ist die Kunst Andy Warhols das Gegenteil: Individuen werden vielfältig abgelichtet und stehen selten im Kontext mehrerer Personen. Dies, so lässt sich argumentieren, bereite den Weg in die Serialität, da nämlich nicht nur einzelne Momentaufnahmen, sondern ganze Ketten von Bildern einzelner Personen entstanden.

Dies führt uns zum letzten Teil des Werkes und der aktuellsten Modulation bildtechnischer Erkennbarkeit. Dieser letzte Teil beschäftigt sich nun mit zwei sehr modernen Wandlungen, welche die Operationalisierung von Bildern in jüngerer Zeit erfahren hat. Zum einen porträtiert Meyer den Präsidenten des Bundeskriminalamtes

(BKA) zur Zeit der Roten Armee Fraktion (RAF), Horst Herold, welcher die Technik der Rasterfahndung prägte. Dessen Ansatz war es, große Datenmengen zu vereinen und elektronisch auszuwerten (S. 369), was allerdings nie auf Zustimmung der Politik stieß (S. 378). Sein Ansatz verfolgte nicht nur das Sammeln von Bildmaterial über die RAF — etwas, das ob der häufigen Änderung ihres Erscheinungsbildes nicht funktionieren konnte —, sondern erstreckte sich auch auf den Umkreis der RAF-Mitglieder. Herold gehört also mit zu den ersten, für die Bilder nicht zentrales Merkmal erkennungsdienstlicher Arbeit waren. Er hatte vielmehr erkannt, dass auch das strukturelle Umfeld — sozial wie wirtschaftlich — eine entscheidende Rolle für das Auffinden der gesuchten Personen spielt.

Zum Schluss wechselt Meyer in die Jetzt-Zeit. Kurz nachdem die letzten Server des BKA aus der Zeit des „deutschen Herbst“ abgeschaltet wurden, ging eine Internetseite ans Netz, welche später in Facebook umbenannt werden sollte (S. 386). Meyer stellt Mark Zuckerberg als jenen Pionier dar, welcher als erstes nicht nur Porträts „an und für sich“ als Datenträger behandelte, sondern vielmehr als eine Identifikationsmöglichkeit für Personen, welche aber mit weiteren Daten verknüpft werden müsse — den berühmten Metadaten —, um zu sinnvollen Informationen zu gelangen. Hierbei spielen vor allem soziale Netzwerke — der Fachbegriff hierfür ist

„Graph“ — eine Rolle; etwas, das Facebook in den Fokus rückt (S. 392). Doch, und das wird nach der Lektüre des Werkes deutlich, ohne die Vorarbeit im 19. Jahrhundert und den Anstrengungen zur Standardisierung im 20. Jahrhundert wäre die Umsetzung einer solchen allumfassenden Personenidentifizierung womöglich nicht denkbar gewesen.

Rückblickend ist Meyers „Operative Porträts“ vor allem eines: ein großer Fundus an Informationen über die Geschichte unserer heutigen Vorstellungen davon, was ein Porträt ist, welche bei polizeilicher Arbeit natürlich nicht Halt macht. Der Fokus von Meyer liegt klar auf der Identifizierung von Personen und dem Bedeutungswandel des Porträts, und diesen zeichnet er gewissenhaft nach. Das Werk ist zudem einfach geschrieben und klar verständlich. Auch die Struktur ist sinnig und ergibt sich natürlich aus einer chronologischen Abfolge von Erkenntnissen, Diskursen und Bedeutungswandeln. Es handelt sich um ein sehr dichtes Werk, welches die Geschichte hinter zahlreichen alltäglichen unhinterfragten Normen erzählt und sie zugleich in eine logische Kette einordnet.

Was ist ein Gesicht?

Besonders eine Sache fällt bei einer intensiven Lektüre allerdings auf: Die Notwendigkeit des dritten Teils zur Serialität

wird nicht ganz klar. Trotz des Umstands, dass Meyer diese Tatsache bereits in der Einleitung ankündigt, fällt der Teil aus der restlichen Struktur. Es ließe sich argumentieren, dass das Kapitel unterstreicht, dass ein Porträt ausschließlich ein deutlich sichtbares Identifikationsmittel sein kann, ähnlich einer ID in einer Datenbank. Während die vier Pioniere der Bildoperationalisierung nämlich grundsätzlich versucht haben, den „Charakter“ einer Person aus Bildern von ihr herauszulesen, stellt Meyer mit Bezug auf Simmel und Croce deutlich heraus, dass eine Person gewissermaßen „mehr als die Summe ihrer Gesichtszüge“ ist, das Bild also nicht für sich steht, sondern immer nur ein Rückgriff auf die Person selbst sein kann. Somit ließe sich dieser Teil als notwendige Vorbedingung für den Vierten lesen, denn die Ansätze von sowohl Herold als auch Zuckerberg zeigen deutlich, dass sie verstanden haben, dass Gesichter lediglich „IDs“ von Personen sind, die noch nichts über die Vorlieben und Verhaltensweisen der abgebildeten Person aussagen.

Fünf Paradigmenwechsel der Identifizierung

Alles in allem ist „Operative Porträts“ ein lesenswertes Werk. Trotz der klar kunsthistorischen Ausrichtung ist es für verschiedene Zielgruppen interessant. So können soziologisch interessierte Leser*innen

hier die Macht von Diskursen anhand des Beispiels Identifizierung nachvollziehen. Aber auch, wer sich intensiv mit den Implikationen von „neuronalen Netzwerken“ auseinandersetzen will — egal, ob aus einer technischen oder sozialwissenschaftlichen Perspektive — ist hier richtig aufgehoben. Denn Meyers Ausführungen helfen, die eigene Einschätzung in Bezug auf neuronale Netzwerke wie auch „big data“ zu justieren und sich eine eigene, fundierte Meinung vor allem zu den erkenntnistheoretischen Hintergründen dieser emergenten Technologien zu bilden. Dabei ist positiv hervorzuheben, dass „Operative Porträts“ auch für ein nicht-akademisches Publikum interessant ist, was sowohl an der klaren Struktur wie auch der verständlichen Sprache liegt.

Leser*innen werden sehr von dem Hintergrundwissen über moderne Überwachungstechnik profitieren und können so besser verstehen, weshalb es Unternehmen wie Clearview gibt und auch beispielsweise das US-Militär in „Gorgon Stare“, dem drohnengestützten Überwachungssystem ganzer Städte, eine zeitgemäße Lösung für Überwachung sieht. Vor allem letzteres — die kontinuierliche Überwachung von ganzen Städten — ließe sich vor diesem Hintergrund als konsequente Weiterentwicklung der Ansätze von Herold und Zuckerberg lesen (vgl. Chamayou 2015); gewissermaßen eine noch nicht vollständig abgeschlossene fünfte Modulation, die allerdings nicht Teil des Buches ist.

Soziologische Anschlussmöglichkeiten bieten sich hier viele — so wäre zum Beispiel die Überwachung der gefürchteten „Massen“ von Gustave Le Bon zur Begründung weitreichender Datensammlung heranziehen (vgl. Erz 2019), wie es in Hongkong und China seit Jahrzehnten bereits praktiziert wird (vgl. mit Bezug auf Hongkong bereits Cuthbert/McKinnell 1997); zur Identifikation abtrünniger „verlorener Schäfchen“ (mit Bezug auf die Erläuterungen des Pastorats, vgl. Foucault 2014, bes. Kapitel 5–7) oder schlicht mit Bezug auf moderne Individualisierungstendenzen (vgl. hierfür z.B. Sennett 2013).

Kehren wir zurück zum Beginn, zum Beispiel der App Clearview. Diese ist vor dem Hintergrund der Geschichte der Bilderkennung ein logischer nächster Schritt. Mithilfe des gewaltigen Datenbestandes lassen sich Personen und ihre Bewegungen weltweit nachverfolgen; allerdings auch nicht mehr als das. Es lässt sich ermitteln, ob eine Person an einem bestimmten Ort war oder nicht. Alle weiteren Informationen müssen aus anderen Datenquellen gewonnen werden, da, wie wir nach Meyers Werk nun wissen, Gesichter nichts über die Person selbst aussagen. Welch zweifelhafte Macht über die Identifikation von Fremden auf der Straße eine solche Datenbank allerdings ermöglicht, wurde erst kürzlich durch die New York Times in einem Anschlussstück über die App deutlich. Dort heißt es: „Mr. Scalzo, the

founder of the investment firm Kirenaga Partners, said in an interview that his school-aged daughters enjoyed playing with the app“ (Hill 2020b).

Literatur

Chamayou, Grégoire (2015): *Drone Theory*. New York: Penguin.

Crick, Francis (1989): The Recent Excitement About Neural Networks. In: *Nature*, Jg. 337, S. 129–32. Online verfügbar unter <https://www.nature.com/articles/337129a0> (05.05.2020).

Cuthberg, Alexander R./McKinnell, Keith G. (1997): Ambiguous space, ambiguous rights — corporate power and social control in Hong Kong. In: *Cities*, Jg. 14/5, S. 295–311.

Erz, Hendrik (2019): Der lange Schatten von Gustave Le Bon. Zum sprachlichen Einfluss der Crowd Science auf die Soziologie der Gewalt. In: *Soziologiemagazin*, Jg. 12/2, S. 71–88. <https://doi.org/10.3224/soz.v12i2.06>.

Foucault, Michel (2014): *Sicherheit, Territorium, Bevölkerung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Hill, Kashmir (2020a): The Secretive Company That Might End Privacy as We Know It. In: *The New York Times*, 18.01.2020. Online verfügbar unter <https://www.nytimes.com/2020/01/18/technology/clearview-privacy-facial-recognition.html> (03.05.2020).

Hill, Kashmir (2020b): Before Clearview Became a Police Tool, It Was a Secret Plaything of the Rich. In: *The New York Times*, 05.03.2020. Online verfügbar unter <https://www.nytimes.com/2020/03/05/technology/clearview-investors.html> (03.05.2020).

Sennett, Richard (2013): *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens: Die Tyrannei der Intimität*. Berlin: Berlin Verlag.

Zum Autor

Hendrik Erz (M.A.) hat Geschichtswissenschaften, Politikwissenschaften und Soziologie in Bonn studiert und ist derzeit Wissenschaftler am Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik an der Universität Hamburg (IFSH). Er forscht dort zu Machine Learning und künstlicher Intelligenz. Außerdem befasst er sich mit politischer Gewalt und innerstaatlichen Konflikten.

Die Rezension wurde von **Tamara Schwertel** und **Andreas Schulz** lektoriert.